

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 19

Artikel: Glück
Autor: Frim, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gar nicht in acht. Nie merkte das Mannenvolk, wenn die Stube frisch aufgeräumt war und die Platten vor dem Haus schön sauber waren. Nein, Anerkennung wurde ihr keine zuteil, und das war es ja eben, warum das Schaffen oft so schwer ging und die Lust klein war.

So sinnierte die Köfi zu ihrer Arbeit und wie mehr sie in sich hineinbaderte, um so weniger rückte die Arbeit, obschon Geschirr und Werkzeug wie wild herumschossen. Müde und abgespant saß sie nach dem Feierabend in der Stube.

Ihre Stimmung wurde nicht besser, als der Albert nach einem gebügelten Hemd und nach den Sonntagskleidern verlangte. „Wo willst du denn hin?“ fragte sie.

„In den Bären — ein Jäschchen klopfen“, machte er, und bald darauf schritt er durch die Hofstatt, dem Dorf zu.

Köfi blieb allein in der Stube sitzen. Allein? Nein, sie hatte den Buben auf dem Schoß. Er wollte noch ein wenig „gaumet“ sein. Aber obschon der kleine Kerl jauchzte und krächte — der Mutter zwang er kein frohes Lächeln ab. Ach, es war ja so himmeltraurig. Schaffen, nichts als Schaffen konnte sie. Gar nichts hatte sie vom Leben. Und oh, oh — jetzt rannen die Tränen bachweise über die frischen Wangen und der Kopf mit dem blonden Haar sank auf den Arm über der Tischplatte.

Als ahnte er um den Schmerz der Mutter, wurde der Kleine still, schaute mit großen Augen zu ihr auf, blinzelte dann nach dem Licht, um schließlich müde einzuschlafen. Köfi legte ihn in sein Bettchen und legte sich dann selber zur Ruhe. Aber lange noch drang ein Schluchzen aus dem karrierten Kissen.

Auch der Sonntagvormittag brachte der Feldebäuerin wenig Erbauliches. Sie konnte nicht zur Kirche gehen — wer würde inzwischen den Haushalt besorgen, auf den Kleinen achten? Und am Sonntag mußte ein gutes Essen auf den Tisch. Aber eins hatte sie durchgefeszt — daß am Sonntag früher gegessen wurde. So war der Sonntagnachmittag länger und der wenigstens, der gehörte ihr. Da konnte sie den Buben ein wenig verwöhnen, manchmal auch mit ihm ins Dorf fahren „z'Visite“. Es tat jedesmal so gut, mit jemanden plaudern zu können und eigentlich hatte sie noch immer ein wenig „Längizyt“ nach dem Elternhaus. Es war dort alles viel schöner, mehr Kühe standen im Stall, das Haus war besser eingerichtet, das Wasser in der Küche, ein schöner, glatter Boden in der Stube und man sah vom Fenster aus den Verkehr auf der Straße. Ja, als ledig hatte sie es doch besser; da war ihre Mutter, die gar oft das Schwerste gemacht hatte und die sich immer zu helfen wußte.

An das alles dachte die Feldebäuerin, als sie den Kinderwagen vor sich herschob und die roten Ziegeldächer des Dorfes vor ihr auftauchten. Die alte Frau Matter musterte ihre Tochter mit scharfen Augen und obschon sie das Großkind herzte, dachte sie doch bekümmert bei sich: „Mit dem Köfi ist etwas nicht

in Ordnung.“ Und als sie bei Kaffee und „Tirgeli“ saßen meinte sie: „Was ist mit dir?“

Die Tochter wollte erst nichts zugeben, aber einmal mit dem Reden begonnen, kam es doch aus ihr heraus: „Was sollte mit mir los sein? Weiter nichts! Eh — ein wenig streng hatte ich es in der letzten Zeit. Überhaupt, ich habe immer so viel zu tun — und — und ich kann schaffen so viel ich will — kein Mensch estimiert es. Es ist manchmal zum Davonlaufen.“ Und weinend und klagend schüttete die junge Feldebäuerin ihrer Mutter das Herz aus.

Die Matterin war eine kluge Frau, die sich längst durch keinen Sturm und kein Unwetter mehr aus der Ruhe bringen ließ. Behäbig saß sie auf ihrem Stuhl, und bedächtig schaute sie auf ihre Tochter. Als das Klagelied endlich zu Ende ging und nur noch ein Schnupfen durch die schöne Bauernstube drang, da huschte ein weißes Lächeln über das wohlgenährte Gesicht der Matterin. „Schau, Köfi, so hat man es halt, wenn man jung ist. Da möchte man für alles gerühmt sein. Später gibt man auf solches nicht mehr viel. Man tut dann einfach seine Pflicht und merkt noch bald, daß gerade darin der Wert des Lebens liegt.“

Noch lange redete die Mutter auf ihre Tochter ein, gab ihr zu bedenken, daß sie doch für sich und ihre Familie schaffe, daß der Hof auf dem „Feld“, wenn auch kein überaus großer, doch ein schönes „Heimet“ sei, der Boden gut und das Haus recht im Stand. Wenn auch noch gar manches zu machen und einzurichten wäre — auf das käme es ja zu guter Letzt nicht an. Die Hauptsache sei doch, daß sie und der Albert gut zusammen auskämen, und wenn er jetzt auch hie und da zu einem Jäschchen gehe, so müsse sie nicht gleich so tun. Er sei doch kein Trinker — im Gegenteil, er schaffe und radere ja genug und da solle sie ihm doch auch eine Abwechslung gönnen. Und sie habe nun den Buben und zum Leben genug.

„Tue die Augen auf und schau auch aufs Schöne — das gibt's überall“, ermahnte sie die Tochter beim Weggehen, und als die junge Bäuerin sich dem „Feld“ näherte, als das Heim so schön in der untergehenden Sonne lag, die Fenster blühten und blinkten, als sie über die Schwelle — über ihre Schwelle ins Haus trat und ihr Mann gemütlich in der heimeligen Stube saß, da wurde ihr ganz wohl ums Herz. Ihr Gruß klang fröhlich, und freudig ging sie an die Arbeit. Beim Lampenschein besprachen die beiden Feldleuten noch die Vorkehrungen für das Frühjahr, für Wiesland und Acker, für Stall und Scheune, für Haus und Garten, und als der Bauer den Kalender zuklappte und wohlüberlegt die Worte aus seinem Munde kamen: „Wenn wir ein wenig Glück haben, sollten wir schon vorwärts kommen“, da antwortete die Bäuerin: „Will's Gott, haben wir Glück — drinnen und draußen!“

Glück

Märchen von Paul Grim

Unweit der Hasler-Höhle kauerte ein junger Mensch im Zwergkiefergestrüpp. Es war ein Sohn von armen Leuten, der seine Studien infolge Geldknappheit hatte abbrechen müssen. Da er aber ein kluger Bursche war, kauerte er hier im Gestrüpp. In alten Schriften hatte er gelesen, wie man das Glück erjagen könne. Am Heinrichstage müsse man Leimruten in der Nähe der Hasler-Höhle aufstellen. Zwerge kämen aus dem Innern des Berges, und wenn einem das Glück gewogen sei, so gingen die Heinzelmännchen auf den Leim, wären einem dann tributpflichtig und würden einem zum Glück verhelfen. Stundenlang schon wartete der Bursche, im niedern Gebüsch liegend. Nichts

regte sich, erst, als er schon wieder heimwärts gehen wollte, vernahm er leises Rascheln und Rausen, ein seltsames Huscheln und Tuscheln, trip, trip, trap, trap, da erschienen unter den Tannen die kleinen Männchen. Es waren pudrige Kerlchen mit langwallenden Bärten und für ihre Größe unverhältnismäßig großen Köpfen.

Eitel, von Gold und Silber strahlend, trat eine Gruppe in besonders feierlichem Zuge hervor. Gemessen und feierlichen Schrittes ging unter einem güldenen Baldachin ein Zwergkönigpaar. Vor ihm tänzelte ein wunderfames Gnomemännchen mit Schellenkappe und Bretsche grazios hin und her, pur-

Zum Muetterttag

Gäng im Mai, we's zwöitmal Sunntig lüet
 Sei mer ou bi iis dr Muetterttag,
 Un es luegt dr Muetter Liebs z'erwyse
 Gwüß es niederseh, was es nume mag.
 Bringt re Gschänkli, bringt re Bluemestriüßli
 Oder schrybt es chlyses Briesli hei,
 Un us allem gseh die Muetterhärze
 Wie die Chind se nid vergässe wei.

Muetterttag! — Sy alli ou so glücklich,
 U däm Tag zur Muetter chönne z'gah? —
 Ach, wie mängs mueß still jeh am ne Blägli
 Zwüsche Fridhofsmuure blybe stah. — —
 Cha re nüt als es par Blüemli bringe,
 Frühligsblüemli für uf ds Muettergrab,
 U gspüht neu, was alls es het verlore
 U wie ds alte Weh erwachet drab.

Muetter! — Mini liebi, toti Muetter,
 Hesch die treuen Duge gschlosse zue
 Un i gönne dir vo ganzem Härze
 Dini schöni, heil'gi Gottesrueh.
 Aber — we zum Muetterttag tüe lüte
 Wo dr Chilche d'Glogge, mueß i hei,
 Mueß di suechen a däm stilli Blägli
 U de sy mer beidi nimm allei!

C. M. Tanner-Meschlimann.

„Dazu brauche ich dich nicht!“

„Höre, tausend rennen vergeblich nach dem Glück! Sie härmten sich ab und kommen doch ihrer Lebtag nie auf einen grünen Zweig. Dir aber will ich ausnahmsweise helfen, doch sollst du mir für jede Dienstleistung ein Stücklein deines Herzens und einen Zahn hergeben.“

„So laß ich mich nicht übertölpeln.“

„Wie du willst, entweder du nimmst meine Bedingungen an, oder der ganze Handel ist futsch. Zwar bist du ein kluger Kerl, aber bei all deiner Klugheit hattest du doch Pech. Du hast nicht den Rechten erwischt. Mit des Königs Schatzmeister wärst du besser gefahren, als mit dem Hofnarren.“

Da blieb dem Burschen nichts anderes übrig, als mit den Vorschlägen einverstanden zu sein. Er bekam vom Zwerge einen winzigen Pantoffel; mit diesem sollte er auf die Erde klopfen, wenn er der Hilfe bedürfe. Dann trollte sich das Männchen davon.

zette über den moos'gen Boden — da, urplötzlich klebte es an einer Leimrute und kam trotz heftigem Zappeln nicht mehr los. Unter ungeheurer Verwirrung floh das Heer der kleinen Leutchen, als es das schadenfrohe Gelächter des Burschen hörte. Der junge Mann rieb sich die Hände und eilte auf den gefangenen Zwerg zu: „Seda, du bist mein Knecht, so steht es in alten Büchern!“

Der kleine Mann hatte nur den einen Wunsch, bald wieder frei zu werden und war schon im vornherein bereit, alle Forderungen des riesenhaften Kerls anzunehmen.

„Was willst du von mir?“ piepste ein zaghaftes Rinderstimmchen.

„Glück!“

„Was für Glück, es gibt hunderterlei Glück?“

„Reichtum“, antwortete der arme Sohn.

„Reichtum muß erschafft und erspart werden“, meinte lächelnd das Männchen.

Der Glücksmensch machte in den nächsten Jahren oft Gebrauch vom Beistand des Zwerges. Eingedenk der Ermahnung, man müsse sparsam und einfach leben, mied er Geselligkeit und Wirtshaus. Seine Beschäftigung bestand im Zählen von Gold,

Klimpern mit Talern und dem Streicheln und Glätten von Banknoten. Vier Zähne fehlten ihm schon und ein beträchtliches Stück vom Herzen, aber was kümmerte ihn das. Sein einziger Lebenszweck war nun das Bervielfältigen des Vermögens. Immer mehr Zähne fehlten ihm und sein Herz wurde immer kleiner, und bald war er mehrfacher Millionär. Eines Tages schien ihm, er hätte nun doch genug, und trat in den Ruhestand. Früher hatte er sich in der Phantasie oft ausgemalt, wie er später sein Geld verprassen könne. Zur Freude gehört jedoch das Fühlen des Herzens und das fehlte nun dem Glücksjäger. Villa und Park ließen ihn teilnahmslos, was ihn aber besonders närrisch stimmte, das war das Fehlen der Zähne. Sein Koch bucht, briet und schmorrte zwar die erlesensten Speisen, aber nichts mundete dem Millionär, und jedes Gericht verursachte ihm Magenbeschwerden, weil es damals noch keine künstlichen Zähne gab. Zum letzten Mal klopfte er nun mit dem Pantöffelchen dem Zwerg: „Elender Wicht, du hast mich mit dem Glück jämmerlich betrogen“, schrie er den erschienenen Hofnarren an.

„Gemach, mein Freund, wer hieß dich das Glück mit Leimruten zu fangen, nun bist du selbst auf den Leim gegangen.“

Traurig ließ der Glückspechvogel den Kopf hängen, das Zwerglein aber sagte begütigend: „Tröste dich, du hast tausende von Leidensgefährten! Manche sind Narren des Glücks. So lange sie jung sind, so haben sie nichts zum Beißen, und bis sie etwas ergattert haben, sind ihnen die Zähne ausgefallen. Mit der Freude ist es ähnlich. In der Jugend jagen sie alle nach dem Glück und nach dem, was sie dafür halten, und bis sie das vermeintliche Glück erreicht haben, so sind ihre Herzen zermürbt vom Unflat des falschen Strebens, und sie können wirkliche Freude gar nicht mehr empfinden. Das ist Menschenlos. Um froh zu sein, bedarf es wenig und wer froh sein kann ist ein König.“ Da verschwand das Zwerglein, lächelnd den letzten Zahn und das letzte Stück Herzen davon tragend.

Mit welken Lippen ging der Reiche freudlos in sein prunkendes Schloß. Verdrohen und verlassen von aller Welt suchte er noch manche Jahre als Sonderling dahin. Nie sah man ein Lachen über seine Lippen gleiten. Dafür lachten seine Erben, die zufällig zu den Jungen gehörten, die noch Zähne zum Beißen und Herzen zum sich Freuen besaßen.